

Den Krieg verlernen



Zum Vermächtnis einer Pazifistin

Antje Vollmer

Alexander Rahr

Daniela Dahn

Dieter Klein

Gabi Zimmer

Hans-Eckardt Wenzel

Ingo Schulze

Johann Vollmer

Marco Bülow

Michael Brie

Peter Brandt

Antje Vollmer/Alexander Rahr/Daniela Dahn/Dieter Klein/
Gabi Zimmer/Hans-Eckardt Wenzel/Ingo Schulze/
Johann Vollmer/Marco Bülow/Michael Brie/Peter Brandt
Den Krieg verlernen
Zum Vermächtnis einer Pazifistin



Antje Vollmer/Alexander Rahr/Daniela Dahn/Dieter Klein/
Gabi Zimmer/Hans-Eckardt Wenzel/Ingo Schulze/
Johann Vollmer/Marco Bülow/Michael Brie/Peter Brandt

Den Krieg verlernen

Zum Vermächtnis einer Pazifistin

Eine Flugschrift

VSA: Verlag Hamburg

© VSA: Verlag Hamburg 2024, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten

Die Rechte der einzelnen Beiträge liegen bei den Autorinnen und Autoren

Umschlagfoto: Im Garten des Hauptquartiers der Vereinten Nationen in New York City aufgestellte Skulptur »Schwerter zu Pflugscharen« von Jewgeni Wutschetitsch, die die Sowjetunion der UNO 1959 schenkte (Foto: Wikipedia)

Druck und Buchbindearbeiten: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-96488-211-0

Inhalt

Johann Vollmer Die Anschläge meiner Mutter	7
Antje Vollmer Vermächtnis einer Pazifistin. Was ich noch zu sagen hätte	11
Neubeginn Klima schaffen ohne Waffen	21
Peter Brandt Frieden in Sicht?	25
Gabi Zimmer Der Traum von Frieden in Europa	33
Alexander Rahr Die Friedensstiftende	41
Marco Bülow Lobby und Moral im »kriegstüchtigen« Deutschland	52
Daniela Dahn Im Vorwurf des Rassismus überlebt der Rassegedanke	61
Hans-Eckardt Wenzel Die Erkennbarkeit der Welt oder: Nebelhörner im Dunst des Krieges	75
Dieter Klein Moral am Kipppunkt	87

Ingo Schulze	
Die Freundschaft, der Frieden und das Erzählen	98
Michael Brie	
Das Verlernen des Krieges beginnt mit Verstehen	105
Hans-Eckardt Wenzel	
Letztes Treffen	116
Autorinnen und Autoren	117

Johann Vollmer

Die Anschläge meiner Mutter

Der Sound meiner Kindheit, der mich jeden Abend zum Einschlafen begleitete, war das hohe metallische Klackern und Ticken einer Torpedo. Unterbrochen nur durch das glockenartige Schellen am Ende einer jeden getippten Zeile. Dann das Ratschen, wenn der Hebel des Wagenrückzugs betätigt wurde, der Papierzylinder mechanisch weiterdrehte und der immergleiche Klangteppich erneut gewebt wurde.

Die schwarze Torpedo, eine gusseiserne Typenhebel-Schreibmaschine, die vermutlich in den 1930er-Jahren gefertigt wurde, stand in unserer Bibliothek. Von dort fiel der Lichtschein über den dunklen Flur bis in mein Kinderzimmer. Denn die Tür musste weit offen bleiben. »Du kannst mich ja noch hören«, sagte meine Mutter tröstend nach dem Gute-Nacht-Kuss, bevor sie aus dem Zimmer ging. Wenn ich sie tippen hörte, wusste ich, sie ist da.

Ich habe meine Mutter nie gefragt, woher diese Schreibmaschine stammte. Eines der ungefragten Dinge, die mir auffallen, jetzt, wo meine Mutter nicht mehr da ist. Ich vermute, sie hat sie während ihres Studiums in Paris auf einem Trödel erstanden. Sie hat mehr als ihr halbes Leben darauf geschrieben. Ihre Anschläge habe ich noch im Ohr. Man musste die Buchstabentasten hart und exakt treffen, sonst jagte die Torpedo den Nachbarbuchstaben mit aufs Papier. Ein zu leichter Anschlag dagegen erzeugte zu wenig Schwärze. Dreitausend Anschläge auf einer Seite. Jeder Satz musste klar sein. Jedes Wort das Richtige. Kein Buchstabe durfte fehlen. Das schult. Am Anfang war das Wort? Nein. Am Anfang ist der klare Gedanke. Eine fehlerfrei getippte Seite auf einer Torpedo aus diesen einzigartigen Buchstaben mit den feinen Serifen ist ein typografisches Kunstwerk. Bis heute kenne ich keine schönere Schrift. Und ich suche sie digital vergeblich.

Viel wird in diesem Buch noch gesagt werden über das, was meine Mutter geschrieben hat. Ich möchte vorweg erzählen, wie

sie geschrieben hat. Bis zuletzt. Bis zu ihrem Vermächtnis einer Pazifistin: »Was ich noch zu sagen hätte«.

Mir schien es immer, dass sie mit dem, was niedergeschrieben werden musste, für eine längere Zeit schwanger ging. Sie tigerte oder vielmehr pantherte von rechts nach links durch ihre Wohnung. Erledigte die lästigen Dinge, die den Schreibtisch belegten, ehe sie mit dem Wichtigen beginnen konnte. Das leere Papier hat sie nicht geschreckt, und doch musste es erst den richtigen Moment geben, die nötige Ruhe, bis der Text nahezu druckreif, in jedem Fall aber mit einer eindeutigen Idee im Kopf, einer festen Gliederung und Struktur aufs Papier floss. Seit ihrem Ausscheiden aus dem Bundestag 2005 war sie vor allem publizistisch tätig. Und die vielen Reaktionen, die mich nach dem Tod meiner Mutter Antje Vollmer parteiübergreifend, vor allem aber von vielen Menschen außerhalb der Politik erreicht haben, zeigen mir: Diese Stimme fehlt. Ihre Stimme fehlt.

Sie war überzeugte, bekennende, trotzige Pazifistin mit einer im wahrsten Sinne entwaffnenden Argumentationsstärke. Sie hat sich dort hingewagt, wo es nichts zu gewinnen gab. In den Dialog mit der Roten Armee Fraktion, um einen Ausweg aus dem Terror zu suchen. In den Austausch mit China und dem Dalai Lama in Tibet, um einen Lösungsansatz zu finden. Sie hat das gellende Pfeifkonzert auf dem Sudetendeutschentag ertragen, bis der Weg für die deutsch-tschechische Aussöhnung geebnet war. Und als der Pazifist in den vergangenen Jahren bereits zum Schimpfwort wurde, waren ihre Texte für die, die an diese Utopie noch glauben wollten, ein Halt.

In den letzten drei Jahren ihrer Krankheit haben wir zusammen schwere und dunkle Phasen durchlebt. Wie ostwestfälisch zäh sie sich immer wieder ans Licht gekämpft hat, haben auch viele Ärztinnen und Ärzte zeitweise nicht mehr für möglich gehalten. Sie hat es vor allem für ihre beiden kleinen Enkelkinder getan. Sie sollten sich an sie erinnern können. Ich glaube aber auch, weil sie noch nicht fertig war. Am Ende war das Wort.

Leicht war es nicht. Ihre Augen waren sehr schwach, sie konnte kaum noch die Buchstaben auf der Tastatur erkennen. Das Ge-

schriebene nicht mehr sauber gegenlesen. Wie oft hatte ich sie in diesen Jahren sagen hören, dass das aber nun ihr letzter großer Text gewesen sei. Und dann merkte ich, wie mit jeder Nachrichtensendung, mit jedem Einheitsgewäsch der politischen Talkshows ihr innerer Drang immer größer wurde, sich noch ein letztes Mal zu Wort zu melden. Es war in ihrem körperlichen Zustand, den sie zuletzt hatte, eine unglaubliche Willensleistung.

Als ich das Geschriebene las, jeden Satz mit ihr durchging, die Tippfehler korrigierte, war mir klar, dass dieser Text nicht nur Zuspruch, sondern auch Gegenwind erzeugen würde. Vor allem bei ihrer alten Partei, die den Pazifismus zu Grabe getragen hatte. Für Gegenwind braucht man Argumente. Das lautstarke Schweigen in diesen Reihen nach der Veröffentlichung war nicht zu überhören.

Als die Überlegung war, wo dieser letzte Text veröffentlicht werden sollte, kamen nicht viele Zeitungen infrage. Ernsthaftes Interesse gab es von verschiedener Seite, zumal der Titel erstmals öffentlich machte, dass meiner Mutter nicht mehr viel Zeit blieb. Sie hatte eine Bedingung: »Es wird kein Wort geändert, es wird kein Wort gekürzt.« Die Berliner Zeitung, die publizistische Heimat ihrer letzten Jahre, ist diesem Wunsch – auch wenn es für das Zeitungslayout eine Herausforderung war – nachgekommen. Ich bin der Berliner Zeitung und den Menschen, die sie machen, dafür sehr dankbar.

Jeder liest seine eigene Botschaft in diesem letzten Text. Ich lese: Bleibt mutig. Bleibt zuversichtlich. Redet, wo niemand reden will. Glaub an den Dialog. Er ist der einzige Weg. »Frieden schließt man mit Feinden, nicht mit Freunden«, hat meine Mutter mir immer gesagt. Wer es nicht schafft, sich in das Gegenüber hineinzusetzen, wer nicht zuhören kann, ohne sich damit gleich einer Sache gemein zu machen, wer die Tür eines Raumes nicht geschlossen halten und das Gesagte für sich behalten kann, ist in der Diplomatie falsch.

Soweit ich es überblicken kann, hat kein Artikel von ihr ein solches Echo hervorgerufen wie ihr letzter. »Was ich noch zu sagen hätte« tippte sie mit den gleichen harten Anschlägen in die

Tastatur ihres Computers, wie vor 40 Jahren auf ihrer Torpedo. Da sie ihre letzte Lebenszeit wieder bei mir verbrachte, in meinem, unserem Elternhaus, hörte ich sie wieder, ein letztes Mal tippen wie damals.

Die Torpedo steht bei mir Zuhause in dem Zimmer, in dem meine Mutter gestorben ist. Mein Sohn und meine Tochter, ihre beiden Enkel, spannen dort von Zeit zu Zeit Papier ein und tippen, auch wenn das alte Farbband nur noch schwach durchdrückt. »Was soll ich schreiben?«, fragt mich meine Tochter. »Überleg es Dir vorher«, sage ich ihr. »Die Gedanken kommen zu Dir. Man muss es nur zulassen.«

Antje Vollmer

Vermächtnis einer Pazifistin. Was ich noch zu sagen hätte

Ich stand auf dem Bahnhof meiner Heimatstadt und wartete auf den ICE. Plötzlich näherte sich auf dem Nebengleis ein riesiger Geleitzug, voll beladen mit Panzern – mit Mardern, Geparden oder Leoparden. Ich kann das nicht unterscheiden, aber ich konnte geschockt das Bild lesen. Der Transport fuhr von West nach Ost.

Es war nicht schwer, sich das Gegenbild vorzustellen. Irgendwo im Osten des Kontinents, rollten zur gleichen Zeit Militärtransporte voller russischer Kampfpanzer von Ost nach West. Sie würden sich nicht zu einer Panzerschlacht im Stile des Ersten Weltkrieges irgendwo in der Ukraine treffen. Nein, sie würden diesmal erneut den waffenstarrenden Abgrund zwischen zwei Machtblöcken markieren, an dem die Welt sich vielleicht zum letzten Mal in einer Konfrontation mit möglicherweise apokalyptischem Ausgang gegenübersteht. Wir befanden uns also wieder im Kalten Krieg und in einer Spirale der gegenseitigen existenziellen Bedrohung – ohne Ausweg, ohne Perspektive. Alles, wogegen ich mein Leben lang politisch gekämpft habe, war mir in diesem Moment präsent als eine einzige riesige Niederlage.

Es ist üblich geworden, zu Beginn jeder Erwähnung der ungeheuren Tragödie um den Ukrainekrieg wie eine Schwurformel von der »Zeitenwende«, vom völkerrechtswidrigen brutalen Angriffskrieg Putins bei feststehender Alleinschuld der russischen Seite zu reden und demütig zu bekennen, wie sehr man sich geirrt habe im Vertrauen auf eine Phase der Entspannung und der Versöhnung mit Russland nach der großen Wende 1989/90.

Diese Schwurformel wird wie ein Ritual eingefordert, wie ein Kotau, um überhaupt weiter mitreden zu dürfen. Die Feststellung ist ja auch nicht falsch, sie verdeckt aber häufig genau die zentralen Fragen, die es eigentlich zu klären gäbe. Wo genau be-

gann die Niederlage? Wo begann der Irrtum? Wann und wie entstand aus einer der glücklichsten Phasen in der Geschichte des eurasischen Kontinents, nach dem nahezu gewaltfreien Ende des Kalten Krieges, diese erneute Eskalation von Krieg, Gewalt und Blockkonfrontation? Wer hatte Interesse daran, dass die damals mögliche friedliche Koexistenz zwischen Ost und West nicht zustande kam, sondern einem erneuten weltweiten Antagonismus anheimfiel?

Und dann die Frage aller Fragen: Warum nur fand ausgerechnet Europa, dieser Kontinent mit all seinen historischen Tragödien und machtpolitischen Irrwegen, nicht die Kraft, zum Zentrum einer friedlichen Vision für den bedrohten Planeten zu werden? Für die Deutung historischer Ereignisse ist es immer entscheidend, mit welchen Aspekten man beginnt, eine Geschichte zu erzählen.

Ich widerspreche der heute üblichen These, 1989 habe es eine etablierte europäische Friedensordnung gegeben, die dann Schritt um Schritt einseitig von Seiten Russlands unter dem Diktat des KGB-Agenten Putin zerstört worden sei, bis es schließlich zum Ausbruch des Ukrainekrieges kam.

Das ist nicht richtig. Richtig ist: 1989 ist eine Ordnung zerbrochen, die man korrekter als »Pax Atomica« bezeichnet hat, ohne dass eine neue Friedensordnung an ihre Stelle trat. Diese zu schaffen, wäre die Aufgabe der Stunde gewesen. Aber die visionäre Fantasie Europas und des Westens in der Wendezeit reichte nicht aus, um sich das haltbare Konzept einer stabilen europäischen Friedensordnung auszudenken, das allen Ländern der ehemaligen Sowjetunion einen Platz verlässlicher Sicherheit und Zukunftshoffnungen anzubieten vermocht hätte.

Zwei Gründe sind dafür entscheidend. Beide haben mit alten europäischen Irrtümern zu tun: Zum einen wurde der umfassende wirtschaftliche und politische Zusammenbruch der Sowjetunion 1989 einseitig als triumphaler Sieg des Westens im Systemkonflikt zwischen Ost und West interpretiert, der damit endgültig die historische Niederlage des Ostens besiegelte. Dieser Hang, sich zum Sieger zu erklären, ist eine alte westliche Hybris und

seit jeher Grund für viele Demütigungen, die das ungleiche Verhältnis zum Osten prägen.

Die Unfähigkeit, nach so umfassenden Umbrüchen andere gleichberechtigte Lösungen zu suchen, hat in dieser fatalen Überheblichkeit ihre Hauptursache. Vor allem aber wurde so das ungeheure und einzigartige Verdienst der sowjetischen Führung unter Michail Gorbatschow mit einer verblüffenden Ignoranz als gern gesehenes Geschenk der Geschichte eingeordnet: Die große Vorleistung des Gewaltverzichts in der Reaktion auf das Freiheitsbestreben der Völker des Ostblocks galt als nahezu selbstverständlich.

Michail Gorbatschow hat viele enttäuscht

Das aber war es gerade nicht. Bis heute ist erstaunlich, ja unfassbar, wie wenig Gewicht dem beigemessen wurde, dass die Auflösung eines sowjetischen Weltimperiums nahezu gewaltfrei vonstattenging. Die naive Beschreibung dieses einmaligen Vorgangs lautete dann etwa so: Wie ein Kartenhaus, hochverdient und unvermeidlich, sei da ein ganzes System in sich zusammengesackt.

Dass gerade diese Gewaltfreiheit das größte Wunder in einer Reihe wundersamer Ereignisse war, wurde kein eigenes Thema. Sie wurde vielmehr als Schwäche gedeutet. Es gibt aber kaum Vorbilder in der Geschichte für einen solchen Vorgang. Selbst die schwächsten Gewaltregime neigen gerade im Stadium ihres Untergangs gesetzmäßig dazu, eine Orgie von Gewalt, Zerstörung und Selbstzerstörung anzurichten und alles um sie herum in ihren eigenen Untergang mitzureißen – wie exemplarisch beim Untergang des NS-Reiches zu sehen war.

Die Sowjetunion des Jahres 1989 unter Gorbatschow, obwohl politisch und wirtschaftlich geschwächt, verfügte über das größte Atompotenzial, sie hatte eigene Truppen auf dem gesamten Gebiet ihrer Herrschaft stationiert. Es wäre ein Leichtes gewesen, das alles zu mobilisieren. Das wurde ja auch von vielen Vertretern des alten Regimes vehement gefordert.

Mit dem historischen Abstand wird noch viel deutlicher, welche staatsmännische Leistung es war, lieber »Helden des Rück-

zugs« (Enzensberger) zu sein, als in einem letzten Aufbäumen als blutige Rächer und Schlächter von der Geschichte abzutreten. Die Wahl, die Michail Gorbatschow fast allein getroffen hat, hat ihm nicht zuletzt die Enttäuschung vieler seiner Bürger eingebracht. Es hieß, er habe nachträglich den Großen Vaterländischen Krieg verloren.

Wie ein stummes Mahnmal gigantischer europäischer Undankbarkeit steht dafür der erschreckend private Charakter der Trauerfeier um den wohl größten Staatsmann unserer Zeit auf dem Moskauer Prominenten-Friedhof. Es wäre ein Gebot der Stunde gewesen, dass die Granden Europas Michail Gorbatschow, der längst im eigenen Land isoliert war, ihre Hochachtung und ihren Respekt erwiesen hätten, indem sie sich vor ihm verneigten.

Zumindest aus Deutschland, das fast ihm allein das Glück der Wiedervereinigung verdankt, hätte ein Bundespräsident Steinmeier an diesem Grab stehen müssen. Die Einsamkeit um diesen Toten war unerträglich. So nutzte ausgerechnet Viktor Orbán die Chance, diesen Boykott einer angemessenen Würdigung zu unterlaufen. Es bleibt ein beschämendes Zeichen, ein Menektekel historischer Ignoranz. Wenige Tage später drängelten sich die Repräsentanten des europäischen Zeitgeistes dann alle mediengerecht am Grab der englischen Queen und des deutschen Papstes Benedikt XVI.

Bis heute ist mir schwer verständlich, warum es nicht zumindest eine Demonstration der Dankbarkeit bei den eigentlichen Profiteuren dieses Gewaltverzichtes, bei den Bewegungen der friedlichen Bürgerproteste gegeben hat. Gerade sie hatten ja hautnah die Ängste erfahren, was alles hätte passieren können, wenn es 1989 in Ost-Berlin eine ähnliche Reaktion wie bei den Studentenprotesten in Peking gegeben hätte.

Und tatsächlich ist ein Teil der heutigen Zurückhaltung im Osten Deutschlands gegenüber der einseitigen Anprangerung Russlands wohl dieser anhaltenden Dankbarkeit zuzuschreiben. Mediale Wortführer und Interpreten aber wurden andere – und sie wurden immer dreister. Immer kleiner wurde in ihren Interpretationen der Anteil am Verdienst der Gewaltfreiheit auf sowje-

tischer Seite, immer wirkmächtiger wurde die Legende von der eigenen großartigen Widerstandsleistung.

Alle kundigen Zeitzeugen wissen genau, dass der Widerstand und der Heldenmut von Joachim Gauck, Marianne Birthler, Katrin Göring-Eckardt durchaus maßvoll war und den Grad überlebenstüchtiger Anpassung nicht wesentlich überschritt. Manche Selbstbeschreibungen lesen sich allerdings heute wie Hochstaperei. Sie verschweigen oder verkennen, was andere Kräfte zum großen Wandel beitrugen und dass mancher Reformier im System keineswegs weniger Einsatz und Mut gewagt hatte.

Das mag menschlich, allzu menschlich sein und also nicht weiter erwähnenswert. Fatal allerdings ist, dass dieser Teil der Bürgerrechtler heute zu den eifrigsten Kronzeugen eines billigen antirussischen Ressentiments zählt. Dies knüpft dabei bruchlos an jene Ideologie des Kalten Krieges an, die vom berechtigten Antistalinismus über den verständlichen Antikommunismus bis hin zur irrationalen Slawenphobie viele Varianten von westlichen Feindbildern bis heute prägt.

Die wichtigsten Fragen, die heute zwischen Ost und West verhandelt werden müssten, lauten: Was bedeutet es eigentlich, eine europäische Nation zu sein? Was unterscheidet uns von anderen? Welche Fähigkeiten muss eine Nation erwerben, um dazuzugehören? Was sind die Lehren unserer Geschichte? Welche Ideale prägen uns? Welche Irrtümer und Verbrechen? Diese Fragen werden in aller Deutlichkeit wachgerufen am Beispiel der Ukraine und ihres Abwehrkampfes gegen die russische Aggression.

In unseren Medien verkörpert die Ukraine das Ideal und Vorbild einer freiheitsliebenden westlichen Demokratie heroischen Zuschnitts. Die Ukraine, so heißt es, kämpfe nicht nur für ihre eigene Nation, sondern zugleich für die universale historische Mission des Westens. Wer sich machtpolitisch behauptet, wer seine Existenz mit blutigen Opfern und Waffen verteidigt, gilt als Bollwerk für die europäischen Ideale der Freiheit, koste es, was es wolle. Wer aber den Weg des Konsenses, der Kooperation, der Verständigung und der Versöhnung sucht, gilt als schwach und deswegen als irrelevant, ja als verachtenswert. Von daher

sind Gorbatschow und Selenskyj die eigentlichen Antitypen in der Frage, was es heute heißt, Europäer zu sein und die europäischen Tugenden zu verkörpern.

Neben diesem Hang zum Heroischen und zur Selbsterhöhung liegt hier die Wurzel, die ich für den Grundirrtum einer europäischen Identität halte: das scheinbar unausrottbare Bedürfnis nach nationalem Chauvinismus. Jahrhundertlang haben nationale Exzesse die Geschichte unseres Kontinents geprägt. Keine Nation war frei davon: nicht die Franzosen, erst recht nicht die Briten, nicht die Spanier, nicht die Polen, nicht die Ukrainer, nicht die Balten, nicht die Schweden, nicht die Russen, noch nicht einmal die Tschechen – und schon gar nicht die Deutschen.

Es ist ein fataler Irrtum, zu meinen, durch den Widerstand gegen die anderen imperialen Mächte gewinne der eigene Nationalismus so etwas wie eine historische Unschuld. Das ist Selbstbetrug und einer der folgenschwersten europäischen Irrtümer. Er verführt auch heute noch viele junge Demokratien dazu, sich nur als Opfer fremder Mächte zu sehen und die eigene Gewaltgeschichte, die eigenen Gewaltfantasien für berechtigt zu halten. Was Europa immer wieder zu lernen hatte und historisch meist verfehlte, ist die Kunst der Selbstbegrenzung, der friedlichen Nachbarschaft, der Fairness, der Wahrung gegenseitiger Interessen und des Respektes voreinander. Was Europa endlich verlernen muss, ist das ständige Verteilen von Ketzerhüten, das Ausmachen von Achsen des Bösen und von immer neuen Schurkenstaaten.

Die Vision von Kohl und Genscher

Ach Europa! Jedes Mal, wenn wieder eine der großen Krisen und Kriege des Kontinents überstanden war – nach dem 30-jährigen Krieg, nach dem Feldzug Napoleons gegen Russland, nach zwei Weltkriegen, nach dem Kalten Krieg –, konnte man hoffen, der machtpolitische Irrweg sei nun durch bittere Erfahrung widerlegt und gebe einem überlebenstüchtigeren Weltverständnis endlich Raum. Und jedes Mal fielen wie durch einen Fluch die Völker Europas wieder der Versuchung anheim, den Weg der Dominanz und der Konfrontation zu gehen.

Umso wertvoller ist aber das große Gegenbeispiel: Gorbatschows Hoffnung, dass auch für alle ehemaligen Staaten der Sowjetunion eine neue Sicherheitsordnung möglich sei, die den unterschiedlichen Sicherheitsbedürfnissen gerecht werden würde, war in der Charta von Paris durchaus angedacht als Raum gemeinsamer wirtschaftlicher und politischer Kooperation zwischen dem alten Westeuropa und den neuen östlichen Staaten. Das war damals auch die Vision von Helmut Kohl und Hans-Dietrich Genscher. Aber es gab keinen Plan, kein Konzept, die Vision war einfach zu undeutlich.

Wie schnell sich wieder das Gefühl des leichten Triumphes einstellte, lässt sich an einem traurigen Beispiel gut ablesen: am Umgang mit Jugoslawien. Jugoslawien gehörte zu den blockfreien Staaten, es hatte sich rechtzeitig vom Stalinismus gelöst und die jahrhundertealten nationalen Rivalitäten aus der Zeit der Donaumonarchie einigermmaßen befriedet. Es wäre nichts leichter gewesen, als diesem Jugoslawien als ganzem 1989 eine Öffnung nach Europa und zur EU anzubieten.

Es hätte Zeit gebraucht, aber es wäre möglich gewesen. Man hätte nur darauf verzichten müssen, dem nationalen Drängen der Slowenen und Kroaten zu schnell nachzugeben und das neue Feindbild der aggressiven Serben zu pflegen. Solche Weisheit allerdings fehlte völlig im Überbietungswettstreit um die Anerkennung neuer Nationalstaaten auf dem Balkan. Der bosnische Bürgerkrieg, Srebrenica, die Zerstörung Sarajevos, Hunderttausende Tote und traumatisierte Menschen, der völkerrechtswidrige Angriffskrieg der NATO gegen Belgrad, die völkerrechtswidrige Anerkennung des Kosovo als selbstständiger Staat, das vielfältige Aufbäumen von neuen nationalen Chauvinismen wären vermeidbar gewesen.

Was bedeutet das alles für die unmittelbare Gegenwart und für die deutsche Politik im Jahre 2023?

Die Koordinaten haben sich entscheidend verschoben. Bis zum Ende der Regierung Schröder konnte man davon ausgehen, dass gerade Deutschland aus der Zeit der Entspannungspolitik einen privilegierten Zugang, zumindest einen gewissen Spielraum zum

Konfliktausgleich zwischen den großen geopolitischen Spannungsherden innehatte. Diese Zeit ist endgültig vorbei.

Ungefähr im Jahre 2008 begann Putin, dem Status quo zu misstrauen und seinen Machtbereich gegen den Westen auszurichten. Deutschland begann, sich als europäischer Riegenreiter im neuen Konzept der NATO zu definieren. Im Rahmen der Reaktionen auf den Ukrainekrieg rückte es endgültig ins Zentrum der antirussischen Gegenstrategien. Das begrüßenswerte, aber medial viel gescholtene Zögern des Kanzlers Olaf Scholz war zu wenig von einer haltbaren politischen Alternative unterfüttert und geriet so ins Rutschen.

Wirtschaftlich und politisch zahlen wir dafür einen hohen Preis. Der deutsche Wirtschaftsminister bemüht sich, die alten Abhängigkeiten von Russland und China durch neue Abhängigkeiten von Staaten zu ersetzen, die keineswegs als Musterdemokratien durchgehen können. Die Außenministerin ist die schrillste Trompete der neuen antagonistischen NATO-Strategie.

Ihre Begründungen verblüffen durch argumentative Schlichtheit. Dabei wachsen die Rüstungskosten und der Einfluss der Rüstungs- und Energiekonzerne ins Unermessliche. Der Krieg verschlingt sinnlos die Milliarden, die für die Rettung des Planeten und gegen die Armut des globalen Südens dringend gebraucht würden. Das aufsteigende China aber wird propagandistisch als neuer geopolitischer Gegner ausgemacht und in der Taiwan-Frage ständig provoziert. Das sind alles keine guten Auspizien.

Und dennoch: Wenn mich nicht alles täuscht, steht Europa kurz vor der Phase einer großen Ernüchterung, die das eigene Selbstbild tief erschüttern wird. Für mich aber ist das ein Grund zur Hoffnung. Der so selbstgewisse Westen muss einfach lernen, dass die übrige Welt unser Selbstbild nicht teilt und uns nicht bestehen wird. Die eilig ausgesandten Sendboten einer neuen antichinesischen Allianz im anstehenden Kreuzzug gegen das Reich der Mitte scheinen nicht besonders erfolgreich zu sein.

Wie konnten wir nur annehmen, dass das große China und die Hochkulturen Asiens die Zeit der willkürlichen Freihandels- und Opiumkriege je vergessen würden? Wie sollte der leidgeprüf-

te afrikanische Kontinent die zwölf Millionen Sklaven und die Ausbeutung all seiner Bodenschätze je verzeihen? Warum sollten die alten Kulturen Lateinamerikas den spanischen und portugiesischen Konquistadoren ihre Willkürherrschaft vergeben? Warum sollten die indigenen Völker weltweit das Unrecht illegaler Siedlungen und Landraube einfach beiseiteschieben in ihrem historischen Gedächtnis?

Meine Hoffnung besteht darin, dass sich aus all dem eine neue blockfreie Bewegung ergeben wird, die nach der Zeit der vielen Völkerrechtsbrüche wieder am alleinigen Recht der UNO arbeiten wird, dem Frieden und dem Überleben des ganzen Planeten zu dienen.

Meine ganz persönliche Niederlage wird mich die letzten Tage begleiten. Gerade die Grünen, meine Partei, hatte einmal alle Schlüssel in der Hand zu einer wirklich neuen Ordnung einer gerechteren Welt. Sie war durch glückliche Umstände dieser Botschaft viel näher als alle anderen Parteien. Wir hatten einen echten Schatz zu hüten: Wir waren nicht eingebunden in die machtpolitische Blocklogik des Kalten Krieges.

Wir waren per se Dissidenten. Wir waren gleichermaßen gegen die Aufrüstung in Ost wie West, wir sahen die Gefährdung des Planeten durch ungebremstes Wirtschaftswachstum und Konsumismus. Wer die Welt retten wollte, musste ein festes Bündnis zwischen Friedens- und Umweltbewegung anstreben. Das war eine klare historische Notwendigkeit, die wir lebten. Wir hatten dieses Zukunftsbündnis greifbar in den Händen.

Was hat die heutigen Grünen verführt, all das aufzugeben für das bloße Ziel, mitzuspielen beim großen geopolitischen Machtpoker, und dabei ihre wertvollsten Wurzeln als lautstarke Antipazifisten verächtlich zu machen?

Gegen Hass und den Krieg

Ich erinnere mich an meine großen Vorbilder: Die härtesten Bewährungsproben hatten die großen Repräsentanten gewaltfreier Strategien immer in den eigenen Reihen zu bestehen. Gandhi hat mit zwei Hungerstreiks versucht, den Rückfall der Hindus

und Moslems in die nationalen Chauvinismen zu stoppen, Nelson Mandela hatte äußerste Mühe, die Gewaltbereitschaft seiner jungen Mitstreiter zu brechen, Martin Luther King musste sich von den Black Panthers als zahnloser Onkel Tom verhöhnen lassen. Ihnen wurde nichts geschenkt. Und das gilt auch heute für uns letzte Pazifisten.

Der Hass und die Bereitschaft zum Krieg und zur Feindbildproduktion ist tief verwurzelt in der Menschheit, gerade in Zeiten großer Krisen und existenzieller Ängste. Heute aber gilt: Wer die Welt wirklich retten will, diesen kostbaren einzigartigen wunderbaren Planeten, der muss den Hass und den Krieg gründlich verlernen. Wir haben nur diese eine Zukunftsoption.

*Berliner Zeitung, Nummer 48,
Sonnabend, 25. Februar/Sonntag, 26. Februar 2023, S. 24–25.*

Hans-Eckardt Wenzel

Letztes Treffen

für A. V.

Kein Abschiedslied im Mund. Der Krieg
Gab uns den Ton an, ihm zu trotzen. Sie
Stand in der Tür, der Februar verwöhnte weich
Und sonnig überm Teutoburger Wald den Abschied.

Auf der Stirn die Adern, kleine blaue Linien
Eingeschrieben in der Zeiten Ende. *Ich habe
Keine Angst mehr vor dem Tod. Ich werde nicht
Ersticken, ich werde immer leichter.* Federn

Widerstehen der Schwerkraft besser als Hass.
Wir sprachen kurz nur übers Sterben obwohl:
Dies war der Grund meiner Reise. Wer zählt die Tage,
Die uns bleiben? Es war, als wäre nichts geschehen.

Nur der Krieg, das Scheitern unser aller Hoffen,
Der Schmerz der Niederlage war mehr als
Abschied, er hielt uns gefangen im Netz
Der Welt trotz Nimmerwiedersehen.

Autorinnen und Autoren

Dr. phil. habil. Peter Brandt, Univ.-Prof.i.R., Historiker mit dem Kompetenzbereich 18.–20. Jahrhundert und politischer Publizist, Mitglied der SPD und der Gewerkschaft ver.di, Mitglied des Vorstands der Friedrich-Ebert-Stiftung, neuere Veröffentlichungen u. a.: »Freiheit und Einheit«, 2 Bd. (Neuruppin: Edition Bodoni 2017), »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«. Der Aufbruch in der Tschechoslowakei 1968 in seinem historischen Umfeld« (Bonn: J.H.W. Dietz 2021) (gemeinsam mit G. Weisskirchen), »Eine kurze Geschichte der deutschen Sozialdemokratie«, Bonn: J.H.W. Dietz 2023 (gemeinsam mit D. Lehnert).

Dr. phil. habil. Michael Brie, Sozialphilosoph. Zuletzt erschienen von ihm »Transformation heißt, das Ganze wagen. Ökonomische Mobilisierung im Kampf gegen den Faschismus. USA 1940–1945« (VSA: Verlag 2021), gemeinsam mit Jörn Schütrumpf: »Rosa Luxemburg – eine revolutionäre Marxistin an den Grenzen des Marxismus« (VSA: Verlag 2021) und die Bücher »Sozialismus neu entdecken« (VSA: Verlag 2022) und »Chinas Sozialismus neu entdecken« (VSA: Verlag 2023).

Marco Bülow ist Journalist und Politiker. Von 2002 bis 2021 war er direkt gewähltes Mitglied des Deutschen Bundestages. Seine Schwerpunkte sind soziale Gerechtigkeit, Lobbyismus, Demokratie, Umwelt und Klima. Er galt als transparenter unbequemer Abgeordneter und ist wohl die lauteste Stimme gegen den Profitlobbyismus (ZDF). Er ist Mitgründer des gemeinnützigen Vereins plattform.PRO und der Initiative Lobbyland (www.lobbyland.de). Er ist nun als Publizist, Podcaster und Kolumnist tätig. Zuletzt erschien sein Buch: Lobbyland – Wie die Wirtschaft unsere Demokratie kauft. (Das Neue Berlin 2021).

Daniela Dahn, Schriftstellerin und Publizistin, lebt in Berlin und Mecklenburg. Zuletzt erschienen: »Im Krieg verlieren auch die Sieger. Nur der Frieden kann gewonnen werden«, (Rowohlt 2022), »Tamtam und Tabu, Meinungsmanipulation in kapi-

- talistischen Demokratien« (zusammen mit Rainer Mausfeld, Westend 2020), »Der Schnee von gestern ist die Sintflut von heute, Die Einheit – eine Abrechnung« (Rowohlt 2019), »Wir sind der Staat, Warum Volk sein nicht genügt« (Rowohlt 2014).
- Prof. Dr. oek. habil. Dieter Klein*, bis 1997 Lehrstuhl Ökonomische Grundlagen der Politik an der Humboldt Universität, zuvor dort Prorektor für Gesellschaftswissenschaften, und Mitglied der Partei DIE LINKE. In den letzten Jahren erschienen: »Regulation in einer solidarischen Gesellschaft. Wie eine sozialökologische Transformation funktionieren könnte« (VSA: Verlag 2022), »Zukunft oder Ende des Kapitalismus. Eine kritische Diskursanalyse in turbulenten Zeiten« (VSA: Verlag 2019), »Gespaltene Machteliten. Verlorene Transformationsfähigkeit oder Renaissance des New Deal?« (VSA: Verlag 2016), »Das Morgen tanzt im Heute. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus« (VSA: Verlag 2013).
- Alexander Rabr*, Osteuropa Historiker, lebt in Berlin, geb. 1959 in Taipeh (Taiwan), 1982–2012 Analytiker, Programmdirektor in amerikanischen und deutschen Think Tanks (u.a. DGAP), danach Berater von deutschen und russischen Energieunternehmen, sowie Forschungsdirektor des Deutsch-Russischen Forums. Seit 2022: Vorsitzender der Eurasien Gesellschaft. Autor mehrerer Bücher zu Russland/Eurasien.
- Ingo Schulze*, geboren 1962 in Dresden, lebt nach dem Grundwehrdienst, dem Studium der Klassischen Philologie in Jena, Theater- und Zeitungsarbeit in Altenburg und St. Petersburg, seit 1993 als Schriftsteller in Berlin. Seine Romane, Erzählungen, Essays und Kinderbücher wurden in dreißig Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet. Zuletzt erschienen: »Die rechtschaffenen Mörder«, Roman (S. Fischer, 2020); »Tasso im Irrenhaus«, Erzählungen (dtv, 2021), »Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte...«, Essays (S. Fischer, 2022) und »Zu Gast im Westen – Aufzeichnungen aus dem Ruhrgebiet« (Wallstein, 2024).
- Dr. Antje Vollmer* (Politikerin, Autorin, Theologin) (1943 bis 2023) war 1983 Mitglied der ersten Grünen-Fraktion im Deut-

schen Bundestag, davon drei Jahre als Fraktionsvorsitzende. Mitinitiatorin des grünen »Feminats« (die gesamte Fraktionsführung bestand ein Jahr lang nur aus Frauen). Sie war 1994 die erste Vizepräsidentin der Grünen, die vom gesamten Bundestag gewählt wurde. Als Pazifistin und Autorin bearbeitete sie nach Ihrem Ausscheiden aus dem Parlament (2005) in diversen Büchern und Artikeln vor allem zeitgeschichtliche Themen gewaltfreier Strategien und Biografien aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus (20. Juli und sozialistischer Widerstand).

Johann Vollmer, geboren 1979 in Bielefeld, ist der einzige Sohn von Antje Vollmer. Nach dem Studium der Geschichte und Germanistik in Göttingen und Auslandsjahren in Prag und Peking arbeitete er neun Jahre als Politikredakteur und Blattmacher der *Neuen Westfälischen* in Bielefeld. Heute leitet er die Abteilung Presse + Kommunikation der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, wo seine Mutter vor ihrer politischen Laufbahn tätig war.

Hans-Eckardt Wenzel (Musiker, Autor, Regisseur), geboren 1955 in Wittenberg. Studium der Ästhetik bei Prof. Wolfgang Heise an der Humboldt-Universität Berlin. Internationale Konzerttourneen führten ihn in die USA, nach Nicaragua, Kuba, Türkei, Frankreich. Er veröffentlichte über 50 CDs. Letzte Buchpublikationen: »Die misslungene Erziehung des Menschengeschlechts« (Kamenzer-Rede), »107 Lieder« sowie gemeinsam mit Antje Vollmer: »Hinter den Bildern die Welt – Die untergegangene Bundesrepublik in den Filmen R.W. Fassbinders« sowie »Konrad Wolf – Chronist im Jahrhundert der Extreme«.

Gabi Zimmer, Mitglied der Partei DIE LINKE, aus Thüringen stammende linke Europapolitikerin. Bis 2019 Europaabgeordnete und langjährige Vorsitzende der Fraktion linker Parteien im Europaparlament (GUE/NGL). Lebt heute in Brandenburg.